

Nr. 276. Bromberg, den 30. November 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN

(10 Fortsetzung.) ———

Es ist um diese Zeit etwa, daß Frau Jutta von Repkow mit sorgenvollem Gesicht über den Geschäftsbüchern sitzt. Es geht nun schon in das zweite Kriegsjahr hinein, und wann mag der Krieg zu Ende sein? Dem Hof ist er nicht sonderlich zuträglich gewesen — eine Mißernte, Viehkrankheiten, langsame Knechte — die besten Jungleute sind ja bei den Fahnen — ach, es ist mancherlei zusammengekommen an Pech und Verlusten.

Und dabei sitzt der Repkowhof schon seit Jahren in der Kreide beim Heykengrafen, der des öfteren ausgeholfen hat.

Nun ja — er wird nicht mahnen. Er wird warten, bis der Oberst Eyke von Repkow wieder zu Hause ist. Es wird sich alles regeln, gewiß, aber es macht trotzdem keinen Spaß, wenn die winterliche, immer wieder verschobene Generalabrechnung ergibt, daß es mal wieder ein Stück rückwärts gegangen ist. Letzten Endes liegt das natürlich noch an den Zuständen unter der korsischen Tyrannei. Man hat ja bluten müssen, du lieber Gott, jahrelang! Abgaben über Abgaben! So was verheilt nicht so bald.

Frau Jutta sieht von den Büchern auf, die der Verwalter bereits durchgearbeitet und mit Randbemerkungen versehen hat.

„Ach, lieber Eyke, macht nur, daß ihr in Paris einmarschiert. Es wird Zeit, daß du wieder nach Hause kommst.“

Das ist ja nun ein echt fraulicher Seufzer, um den sich der Eyke von Repkow allerdings herzlich wenig gekümmert hätte, würde er ihn auch gehört haben..

Auf der Schwelle steht Annemarie.

„Oh, du arbeitest, Mutter!“

„Nette Arbeit, Schulden zusammenzählen, Kind. Komm nur heran.“

Sie lehnt sich in dem hohen Sessel zurück und schiebt die Bücher von sich. Annemarie kommt näher. Sie hat irgend eine kleine, die Wirtschaft betreffende Frage auf dem Herzen. Aber nun sagt sie:

„Sorgen, Mutter?“

Und lächelt dabei, als wäre so was etwas Unvorstellbares und Unmögliches. Sorgen? Auf dem Repkowhof Sorgen?

„Du hast das natürlich nie gemerkt, Annemarie“, antwortet Frau Jutta. „Genau genommen, haben wir schon seit Jahren Sorgen gehabt, wie die meisten Menschen in Preußen. Und darum stehen unsere Väter und Brüder und Söhne ja draußen im Feld, um endlich dafür zu sorgen, daß es uns besser gehen wird. Die Zeit von 1807 bis zur Erhebung war schlimm genug. Du hast es als Kind nicht gespürt. Einer der wenigen hier in der Nachbarschaft, die finanziell groß durchhielten, war eigentlich nur der Graf Heyken, der ja ein sprichwörtlich „gesundes“ Vermögen hat. Der hat uns ja auch tüchtig geholfen. Aber es bleibt doch geborgtes Geld, das einmal zurückgegeben werden muß.“

Annemarie macht ein erstauntes Gesicht. Zum erstenmal spricht die Mutter mit ihr über diese Dinge. Sie ist ein bißchen stolz darauf, es zeigt, daß die Mutter sie längst nicht mehr für ein Kind hält. Aber dazwischen ist auch ein kleines Unbehagen.

Schulden — beim alten Grafen Heyken? Ja, Schulden müssen bezahlt werden. Der Student und Leutnant Müller wird sicher keine Schulden haben. Und doch ist er ärmer, a[ls] es die Repkows sind. Stimmt da etwas nicht? Sie muß lächeln.

Verwundert fragt Frau Jutta:

„Was hast du?“

„Ach, Mutter, ich denke eben nur: Und doch haben wir den Repkowhof. Und hungern gewiß nicht. Der Leutnant Müller hat gewiß keine Schulden.“

Röte färbt ihre Wangen. Beinahe hätte sie „Wilhelm“ gesagt.

Nun lächelt auch Frau von Repkow milde und versonnen.

„Nun, so schlimm ist's ja auch nicht, Kind. Der Repkowhof trägt die Schulden auch noch. Und es wird sich alles wieder rangieren. Wenn nur die Männer erst wieder aus dem Felde zu Hause sind. Nein, der Leutnant Müller wird keine Schulden haben. Dazu war er wohl — zu arm.“

Es fliegt ihr ganz unbewußt über die Lippen, das Wort. Es klingt nicht gut, sie spürt es selber im Augenblick. Annemarie streicht hastig über das Seidentuch, das sie um den Hals geschlungen hat. Rosenranken zieren den Rand. Ihre Hand zittert dabei.

Das Wort „arm“ steht groß und böse mitten in der Luft.

In diesem Augenblick erhebt sich draußen auf dem Hof vor den Fenstern ein gewaltiger Spektakel. Frau Jutta und Annemarie fahren erschrocken zusammen. Geschrei — Gekreisch — Poltern und Knallen. Gebrüll dazwischen, daß die Wände zittern. Und wieder Knallen und Schreien.

Frau Jutta springt zum Fenster. Annemarie kommt nicht mehr so weit. Sie steht mit weit aufgerissenen Augen da. Wahrhaftig, es hört sich schon reichlich kriegerisch an, der Tumult draußen.

„Wilhelm!“ ruft Annemarie leise und ist plötzlich totenblaß.

Frau Jutta sieht auf den Hof. Da hat sich beim Säubern des Stalles ein Stier losgerissen, hat einen Jungknecht über den Haufen gerannt, Mägde kreischen und flüchten vor dem wildgewordenen Tier, das gegen Wagen und sonstwo anrennt, während der alte Schmersow mit der Peitsche knallt und aus den andern Ställen das Gesinde zusammenrennt, um den Ausgebrochenen wieder zurückzutreiben. Wie verrückt bellen die Hunde in den Krach hinein.

Als Frau Jutta sich umdreht, sieht sie gerade noch, wie Annemarie mit vorgestreckten Armen in den Knien einknickt und dann lang über den Teppich fällt. —

Achtes Kapitel.

Hölle und Teufel! Es ist keine Kleinigkeit, einen Graben zu halten, der unter Feuer steht, als schütte der Teufel selber den Feuereimer aus.

Da schreit es links und rechts. Herrgott im Himmel und arme Mutter und hol' euch der Satan! Es sind keine Schreie,

die man gern hört. Beileibe nicht! Es sind Schreie der Verzweiflung und der Not. Schreie des nahenden Endes.

Krachen von Granaten! Gewehrschüsse knattern. Der Sturm bricht los.

La Rothière wird eine Hölle.

Leb' wohl, denkt Wilhelm Müller. Leb' wohl, Annemarie. Das überleben wir nicht mehr. Es ist nicht so einfach, nach Paris zu kommen. Und dann schreit er: Fünfhundert Meter Visier! Und hundert Jäger visieren auf fünfhundert Meter und lassen die Gewehre knattern, was sie nur hergeben. Und dann saust die Luft, und es braust und brummt und klatscht auf und explodiert und gibt einen mordsmäßigen Krach, und zwei, drei Leute sagen: Jesus und heilige Maria, und dann ist es vorbei! Himmelfahrt!

Die Welt bricht zusammen. Die Welt ist ein Chaos! Die Welt wird zur Hölle oder zum Himmel!

Erdfontänen spritzen auf, diesseits und jenseits des Grabens, Wilhelm Müller hört neue Schreie neben sich. Er selber spürt plötzlich einen harten Schlag an der Schulter, der gleich danach wie Feuer brennt. Und dann stürmen Reihen von Rothosen heran — Bajonette blinken.

Und nochmal ein ohrenbetäubender Krach, daß der Leutnant Müller glaubt, die Erde risse weithin auf.

Dann fühlt er nichts mehr.

Es ist vielleicht jene Stunde, da weit ab von diesem Schlachtgebrüll auf dem Repkowhof der Lärm um den ausgebrochenen Stier ist und die Baronesse Annemarie in einer wunderlichen und entsetzlichen Vision, wie sie oft Liebende haben, Schlachtenlärm zu hören vermeint und mit ahnungsvoller Seele die Not des Geliebten errät und zusammensinkt.

Und vielleicht ist in dieser Minute auch Wilhelm Müllers letzter Gedanke aus dem zerschossenen und zerfetzten Graben nach dem Repkowhof geflogen. —

*

Dann sind die Gardetruppen heran und setzen sofort zum Gegenstoß an. Erst jetzt bricht die eigentliche Schlacht los.

Als der Abend kommt, ist La Rothière in Blüchers Hand. Es hat schwere Opfer gekostet, aber sie haben einen Sieg eingebracht.

An diesem Abend wartet Manfred vergeblich darauf, von seinem Herrn begrüßt zu werden.

Unruhig steht er mit anderen Gäulen, wendet den Kopf, spitzt die Ohren, wenn rufende Stimmen in der Nähe ertönen — aber niemals ist die erwartete und entbehrte Stimme darunter. Es gibt an diesem Abend viele Pferde, die umsonst auf ihren Reiter warten.

Und es gibt viel trostlose und stumme Arbeit für die Sanitätskolonnen.

Am Morgen steht der Hauptmann von Heyken bei den herrenlosen Pferden. Auch er hat den Tag von La Rothière mitgemacht. Das Pferd ist ihm unter den Schenkeln schon bei dem gefährlichen Anmarsch zusammengeschossen worden, ansonsten aber hat er wieder Glück gehabt.

Heile Knochen. Und ein Pferd wird sich ja wieder anfinden, wenn nun der Marsch auf Paris weitergeht.

Da steht er nun und läßt den kundigen Blick über die Tiere wandern. Reichlich genug zum Aussuchen.

Dann stutzt er plötzlich.

Sein frisches, immer braunes Gesicht wird um einen Schein blasser.

Er drängt sich zwischen die Reihen der Pferde, die von Soldaten der verschiedensten Truppengattungen bewacht werden.

„Manfred!"

Der wirft den Kopf. Auch diese Stimme ist ihm ja nicht unbekannt, wenn es auch nicht die weichere, fröhlichere Stimme seines Herrn ist.

„Auch du, Manfred?"

Der Herr von Heyken ist sonst gewiß kein schlechter Kerl. Nur ein bißchen forsch und draufgängerisch. Und wenn er betrunken ist, kann er schon leicht aus der Rolle fallen. Krieg macht immer etwas rauh und polterig.

In diesem Augenblick fällt dem jungen Herrn von Heyken nicht ohne inneres Unbehagen jene Szene in einem kleine Dorf vor Leipzig ein, bei der er selber wahrhaftig keine gute Rolle spielte und nicht der Klügere war.

Er sieht wieder jenen langen, schmalen jungen Jägerleutnant vor sich, hört seine Worte, die kurz und knapp sagten, daß er und Annemarie von Repkow . . .

Er hat es bis heute noch nicht recht glauben können!

Manfred wiehert kurz auf.

Herr von Heyken wendet sich an einen Jäger, der als Wache in der Nähe steht.

„Wo ist der Leutnant — Müller?" fragt er mit rauher Kehle.

Der Posten salutiert. Er hat ein ernstes, erfahrenes Gesicht.

„Von der Grabenbesetzung an der Chaussee vor La Rothière, die von unserem Korps gestellt wurde, ist fast niemand zurückgekommen, Herr Hauptmann. Auch der Leutnant Müller nicht."

Heyken steckt die Hand zwischen Hals und Kragen. Die Luft wird ihm eng. Ach ja, er hat da schon so was läuten hören. Aber er hat keine Ahnung gehabt, wer alles in diesem Todesgraben war.

„Der Hauptmann Köckeritz?" fragt er leise, wie tastend.

„Der Hauptmann Köckeritz war mit dabei. Man hat ihn gestern Abend gefunden und noch an seinen Achselstücken erkennen können. Er wird heute begraben — mit den anderen."

„Und der Leutnant Müller?"

„Noch nicht gefunden, Herr Hauptmann. Aber wir werden viele nicht mehr finden, da die Granaten zu gut trafen."

Schweigen.

„Ja", sagt der Herr von Heyken heiser. „Ja, es ging sehr heiß zu." Nur um etwas zu reden.

Und dann legt er die Hand auf Manfreds Hals und streicht über das seidige Fell. Und Manfred steht ganz still.

„Dann werde ich das Pferd in meine Obhut nehmen. Ich kannte den Kameraden Müller. Auch das Pferd ist mir bekannt. So Gott will, werde ich es wieder in seinen Heimatstall zurückbringen."

*

So Gott will!

Es ist einige Wochen später, und noch immer ist die Luft kalt und winterlich, als sich die Heere der Verbündeten zum Ring um Paris zu schließen beginnen. Der letzte Akt des großen Ringens fängt an, das einem geknechteten Lande wieder die Freiheit bringen soll.

Um diese Zeit ist es, daß der Hauptmann von Heyken nach Monaten wieder mal dem Obersten Eyke von Repkow begegnet, der noch immer bei der Blücherschen Armee steht. Hier um Paris, wo alle Verbündeten ihre Truppen zusammengezogen haben, ist solche Begegnung ja kein reiner Zufall mehr, man kann hier schon jemanden ausfindig machen, den man sehen will.

Und Eyke von Repkow hat offenbar den Wunsch gehabt, Gewißheit über das Schicksal des jungen Grafen Heyken einzuholen. Denn eines Tages taucht er überraschend in dessen Quartier auf.

Ein kräftiger, hochgebauter Mann, dem man den Landedelmann gut anmerkt. Noch volles Haar um eine kantige Stirn, die voll Trotz und Selbstbewußtsein ist. Ein Fünfziger, dem die Strapazen des Feldzuges offenbar nichts anhaben konnten.

„Also auch durchgehalten, Adolf?" begrüßt er den jungen Heyken. „Hab' mich gefreut, als ich seinerzeit von deinem Avancement hörte. Gut gehalten, Junge! Schaust proper aus!"

Er duzt ihn natürlich immer noch, auch wenn er nun ein junger Hauptmann geworden ist. Adolf von Heyken strahlt. Er kann den Alten ausgezeichnet leiden, nicht zuletzt wohl deswegen, weil die Annmarie ihm ähnelt in Haltung und Schnitt des Gesichts, natürlich alles ins Mädchenhafte übersetzt. Und auch sonst ist er kein Freund von Traurigkeit, leben und leben lassen ist seine Parole. Das hat vielleicht auch ein wenig dazu beigetragen, daß es mit seinem Hof nicht sonderlich gut steht.

Man kommt schnell ins Plaudern.

(Fortsetzung folgt.)

Mark Twain lacht uns an.

Zum 100. Geburtstag des amerikanischen Humoristen am 30. November 1935.

Eigentlich hieß er Samuel Langhorne Clemens. Am 30. November 1835 war er zu Florida in Missouri geboren worden. In seiner Jugend arbeitete er als Setzer, als Lotse auf dem Mississippi, als Sekretär des Gouverneurs von Nevada, war Gold- und Silbergräber, später als Journalist in San Franzisko tätig und als Zeitungs-Korrespondent auf den Sandwich-Inseln. Seine frühen Humoresken konnten zwar keinen Anspruch auf dauernden literarischen Wert erheben, entschädigten aber durch sprühenden Witz. Später schilderte er geistvoll seine Erfahrungen in den Minen des Westens, seine Knabenjahre in „Abenteuer des Tom Sawyer", seine Lotsenlaufbahn in drei Mississippi-Romanen. Zu den populärsten Werken Mark Twains gehören „Pudd'nhead Wilson" und „Huckleberry Finn", und seine literarisch vollendeten Leistungen sind das mit Charles Dudley Warner verfaßte Buch „The gilded age" und die kleine Erzählung „The prince and the pauper". Später bürdete ihm der Bankerott eines Verlages eine große Schuldenlast auf, die er durch Vorlesungen und Zeitungsartikel nach und nach abtrug. Mit seiner Mischung von naturalistischer Derbheit, tollen Einfällen und zartem Gemüt war mit ihm am 21. April 1910 der typische literarische Vertreter des Amerikanertums dahingegangen.

Obwohl nachgerade alle besseren amerikanischen Witze und Anekdoten Mark Twain zugeschrieben werden, stammen dennoch sehr viele und tatsächlich mit die besten von ihm. Einer der ältesten Witze Mark Twains ist der vom Brand der dreißig Stockwerke hohen Gummifabrik. Einer ihrer Angestellten hatte sich nicht rechtzeitig retten können und irrte verzweifelt durch das obere Stockwerk. Die Feuerwehrleitern waren alle zu kurz. Schon drohte der Einsturz. Da kleidete sich der Ärmste dick in Gummi und sprang ab. Er hatte jedoch die Elastizität des Gummis nicht in Rechnung gestellt, ward von dem Anprall zurück auf das Dach des Gebäudes geworfen, sprang wieder aber prallte abermals zurück und das so lange, bis ein gutmütiger Schutzmann ihn am sechsten Tage erschoß, damit er nicht verhungere.

Eine schwere Abfuhr hat Mark Twain einmal einem jungen Schriftsteller erteilt der ihm eine Unmenge Manuskripte mit dem Ersuchen um baldige Beurteilung zuschickte. Gleichzeitig hatte der junge Mann angefragt, ob das Essen von Fisch gut sei. Darauf antwortete ihm Mark Twain. es sei durchaus von großem Nutzen, denn Fisch führe dem menschlichen Körper Phosphor zu. Der Phosphor wiederum sei wichtig für die Ernährung des Gehirns. Nach den beiliegenden Stilproben zu urteilen müsse der Anfrager, um wenigstens einigen Erfolg zu verspüren, mindestens einen Walfisch essen.

Bei einer Vortragstour hatte Mark Twain wieder einmal in Br. zu sprechen und stieg dort in einem Hotel ab, das er vor Jahren schon einmal mit seiner Anwesenheit beehrt hatte. Der Wirt erkannte ihn sofort, war begeistert, hoch geehrt und führte Mark Twain durch alle Räume. Dabei quälte er den Humoristen immer wieder mit der Frage, ob ihm nicht alles noch bekannt sei. Im Baderaum angelangt, riß Mark Twain die Geduld. Und während er sich die Hände wusch und der Hotelbesitzer ihn eben wieder gefragt hatte, meinte der Dichter: wirklich, der alte Speisesaal, das gleiche alte Empfangszimmer, der schöne, alte Kachelofen, dieselbe alte Waschtoilette und dasselbe alte — Handtuch.

Wunderlampen der Tiefsee.

Von Friedrich von Lucanus.

Im Wunderland Australien, wo es noch eierlegende Säugetiere gibt, lebt ein kleiner, herrlich gefärbter Prachtfink, der seinem rot, grün, blau, lila, gelb und schwarz bemalten Gefieder den Namen „Wunderschöne Amadine" verdankt. In der Kinderstube dieses Vögelchens spielt sich ein seltsamer Vorgang ab. Sperrt der kleine Nesthocker futterbettelnd seinen Schnabel auf, so leuchten im Halbdunkel des überwölbten Nestes helle Lichtchen auf. Es sind Leuchtorgane, die den Eltern bei der Atzung den Weg weisen und so in dem spärlichen Lichtschein des dunkeln Nestinnern die Fütterung erleichtern. Eine Lichtreklame im wahrsten Sinne des Wortes. Diese Leuchtorgane sind kleine, hirsekorngroße Gebilde von bläulicher Farbe mit dunklem Hintergrunde. Die Leuchtkraft beruht aber nicht auf eigener Lichtproduktion, sondern das Leuchten wird durch die auffallenden Lichtstrahlen, die zurückgeworfen werden, hervorgerufen. Der Vorgang ist derselbe wie bei der Katze, 'eren Augen auch keine eigene Lichtquelle besitzen, sondern im Halbdunkel nur durch Lichtreflex leuchten.

Eine große Rolle spielt die Lichtreklame in der Insektenwelt. Gehen wir in lauer Sommernacht an einem Waldrande entlang, so überrascht uns ein wundersames Schauspiel. Überall in den Büschen und Hecken leuchten kleine helle Lämpchen, sogar in der Luft schwirren Leuchtkugeln umher. Es sind Leuchtkäfer, die sich hier in großer Zahl vereint haben und in Liebe ihr Licht leuchten lassen, damit sich die Pärchen zur Hochzeitsnacht zusammenfinden können. Wie ein Zauber aus Tausendundeiner Nacht berauscht uns dies herrliche Wunder. Die in der Luft fliegenden Leuchtkäfer sind die Männchen, während die flugunfähigen Weibchen ihre Lichter im Sitzen entzünden. Die Leuchtorgane befinden sich an den Leibesringen und erzeugen das Licht durch Zersetzung von Futterstoffen. Die Farbe des Lichts wechselt je nach der Art der Käfer zwischen einem reinen Weiß und einem grünlichen oder bläulichen Schein.

Herrliche Lichteffekte erzeugen die in den Tropen lebenden Leuchtkäfer. Hier ist das Leuchten nicht wie bei unseren Käfern ein gleichmäßiges Glimmern, sondern es erfolgt blitzartig mit schnellen Unterbrechungen. Plötzlich erstrahlt die Landschaft in Tausenden und aber Tausenden Lichtern, die ebenso schnell, wie sie aufblitzen, wieder erlöschen. Wie auf ein Signal läßt die ganze Schar der Käfer die Lämpchen zu gleicher Zeit aufflammen und verdunkeln. Die ganze Nacht hindurch wiederholt sich dies märchenhafte Schauspiel. Bisweilen vereinigen sich mehrere Männchen und führen, im gemeinsamen Rhythmus auf und niederschwebend, einen leuchtenden Luftreigen auf. In Südamerika schmückten früher die Damen bei festlichen Gelegenheiten ihr Haar mit Leuchtkäfern, die in kleinen Netzen befestigt wurden. Möglich, daß auch heute noch dieser Haarschmuck beliebt ist.

Unter den Schmetterlingen tragen viele Tagfalter auf der Oberseite ihrer zarten Flügel herrliche, buntschillernde Farben, eine Reklame, die das gegenseitige Auffinden der Geschlechter erleichtert. Unser prächtiger Feuersalamander ist auf einem schwarzen Körper mit großen, weithin sichtbaren orangegelben Flecken geziert. Hier bedeutet diese auffallende Farbe „Vorsichtig, ich bin giftig", womit andere Tiere vor dem Genuß des mit ätzenden Hautdrüsen bekleideten Molches gewarnt werden.

Außer von zahllosen kleinen Lebewesen ist die lichtarme Tiefsee von Fischen bevölkert, die dem starken Druck des Wassers und der Finsternis besonders angepaßt sind. Ihr Körper ist weich und elastisch, das Skelett zart und dünn. Die Tiefseefische leben in einer Meerestiefe von 500 bis 1000 Metern. Viele Tiefseefische sind blind und helfen sich durch Tastorgane, andere haben weit hervorstehende Teleskopaugen, wieder andere führen an ihrem Körper zahlreiche Lämpchen mit sich, mit denen sie sich in der Finsternis zurechtfinden. Diese Leuchtorgane befinden sich an verschiedenen Stellen des Körpers, auf den Flossen, den Kiemen, an den Barteln und den Seiten des Leibes. Es sind Drüsen, die ein Sekret absondern, das durch Verbindung mit Sauerstoff zum Leuchten gebracht wird. Das Sekret fließt bei manchen Arten nach außen ab und vereinigt sich mit dem Sauerstoff des Wassers, so daß der Leuchtprozeß außerhalb des Tieres stattfindet. In Gestalt von Fäden und Kugeln schwimmt dann die Leuchtmasse in der Umgebung des Fisches. Bei anderen Arten wird das Sekret nicht nach außen abgesondert, sondern die Sauerstoffzufuhr erfolgt durch das Blut. Dann geht der Lichteffekt in den Leuchtorganen selbst vor sich. Die Leitchtorgane sind außerordentlich fein gebaut und besitzen bisweilen sogar Scheinwerfer und Reflektoren zur Verstärkung des Lichtscheins. Es sind also regelrechte Laternen. Manche Tiere können sogar die Lampen abblenden, indem sie diese durch eine besondere Muskulatur nach dem Körper zu abdrehen.

Die Leuchtorgane der Tiefseefische dienen nicht nur zur Erhellung der Umgebung, sondern haben noch andere Be-

deutungen. Die verschiedene Anordnung auf dem Körper der einzelnen Fischarten, ihre wechselnde Zahl sowie der Unterschied in der Farbe und Stärke des Lichts geben dem Träger ein bestimmtes Muster, das sich mit der Fleckung und Streifung buntfarbiger Tiere vergleichen läßt. Hieran erkennen sich die Artgenossen. Auch für die Ernährung spielen die Leuchtorgane eine wichtige Rolle. Sie locken Beuteltiere herbei, die durch den Lichtschein in derselben Weise angezogen werden, wie nachts die Insekten nach dem Licht einer Lampe fliegen. Den Fischen, die ihre Leuchtmasse ins Meer ergießen, gereicht dieser Vorgang vermutlich auch zu ihrem Schutz gegen Feinde, die durch die schwimmenden Leuchtfäden und Leuchtkugeln irregeführt werden und danach schnappen, so daß der bedrohte Fisch sich durch Flucht retten kann. Auch Tintenfische, die ja nicht zu den Fischen, sondern zu den Weichtieren gehören, haben Leuchtorgane.

Sie treten in höchster Pracht bei der Wunderlampe auf, die ihren eigentümlichen Namen danach erhalten hat. Dieser Tintenfisch besitzt an seinem Körper nicht weniger als 22 Laternen, die weißes, himmelblaues, dunkelblaues, perlmutterfarbenes und rotes Licht ausstrahlen. Wahrlich ein Lichteffekt, wie er schöner und großartiger nicht gedacht werden kann, der sich geradezu mit der modernen Lichtreklame in unseren Großstädten vergleichen läßt.

Man sollte vermuten, daß bei größerer Ansammlung leuchtender Tiere ein weiter Raum der finsteren Tiefsee erhellt wird. Dies ist aber nicht der Fall, denn die Lichtstärke der Leuchtorgane ist nur schwach. Sie beträgt etwa 0,0024 Meterkerzen, womit die Intensität in Meterentfernung von einer Normalkerze gemeint ist. Die Leuchtorgane wirken als kleine Laternen, die nur die allernächste Umgebung erhellen. So macht in der düsteren Tiefe des Weltmeeres der Raum, in dem zahlreiche leuchtende Bewohner sich tummeln, etwa den Eindruck eines Sternenhimmels mit zart glitzernden Punkten.



Bunte Chronik



Ein internationales Polarforscherdenkmal.

In der Hafenstadt Bergen soll, wie dänische Blätter berichten, eines der eigenartigsten und eindrucksvollsten Denkmäler der Welt errichtet werden: ein Monument für alle berühmten Polarforscher der Welt. Man sieht an dem von dem Bildhauer Müller-Blensdorf bereits fertiggestellten Modell, wie die Polarforscher siegreich aufwärts und vorwärts stürmen — dem Pol zu. Von den an dem Denkmal bereits modellierten Gestalten tritt diejenige Nansens hauptsächlich in den Vordergrund. Das Interessanteste an dem Denkmal ist, daß bisher nur eine der vier Seiten bearbeitet worden ist. Die übrigen sollen anderen Staaten zur Verfügung gestellt werden, die durch einheimische Bildhauer die Gestalten ihrer bedeutenden Polarforscher ausführen lassen können. Es wird also im wahrsten Sinne ein internationales Denkmal werden.



Lustige Ecke



Der Beweis.

Das Modegeschäft war sehr vornehm. Die Tür ging auf. Tante Tutt trat ein. „Ich möchte ein Kleid."

„Bitte sehr."

Man zog Tante Tutt aus. Man zog Tante Tutt an: „Das Kleid steht Ihnen entzückend, gnädige Frau!"

„Finden Sie?"

„Wundervoll! Ganz wundervoll! Sie sehen darin aus —"

Tante Tutt wackelte geschmeichelt: „Ich glaube, das Kleid müßte eine junge, schlanke und schöne Frau tragen."

Der Modechef protestierte: „Aber, aber, gnädige Frau! Sie sind doch der lebende Beweis für das Gegenteil!"



Rätsel-Ecke



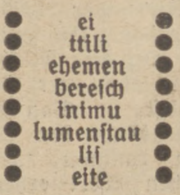
Ausfüll-Rätsel.

● ei ●
● ttili ●
● ehemen ●
● bereich ●
● inimu ●
● lumenstau ●
● lis ●
● eite ●

An Stelle der äußeren 16 Punkte sind Buchstaben zu setzen, wodurch acht Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben zwei Monate des Jahres ergeben.

*

Scherz-Rätsel.



*

Rätsel.

Den Gegensatz der Poesie
Verkündigt dir das Rätselwort,
Nimmst du daraus ein Zeichen fort,
Entsprang's dem Schiller'schen Genie.

Auflösung der Rätsel aus Nr 270.

Scherz-Rätsel:

(Zwei g unter n ehmen der Ersten Brot auf Strich Aktien-Gesell chaft im Kreise Offenbach am Main)

= **Zweigunternehmen der Ersten Brotaufstrich-Aktien-Gesellschaft im Kreise Offenbach am Main.**

*

Silben-Rätsel:

R	okok	O
e	klipti	k
f	loret	t
o	thell	o
r	odenlau	b
m	utterlieb	e
a	mo	r
t	ibe	t
i	sabell	a
o	edenbur	g
n	ordse	e

Reformation — Oktobertage.

*

Viereck-Rätsel:



D	R	O	S	S	E	L
K	R	A	N	I	C	H
A	R	A	B	I	E	N
F	I	S	C	H	E	R
M	U	S	C	H	E	L
F	L	I	E	G	E	R
M	I	L	L	I	O	N

= Drachen.

*

Vorstell-Rätsel: Ober — Bober.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.